



Schönes Europa – nur eine Illusion?

Der Gabuner Soziologe Joseph Tonda kommt zum taz lab und spricht über Migration, den vielschichtigen Begriff der Afrodystopie und afrikanische Vorstellungen von Europa

Interview **Gina Bucher** und **Nora Strassmann**

taz am wochenende: Joseph Tonda, Migration ist ein zentrales Thema Ihrer Forschung. Was bedeutet Migration für Afrika?

Joseph Tonda: Die Bedeutung von Migration ist nicht für alle gleich. Der Traum, nach Europa zu gehen und auf dem Territorium der ehemaligen Kolonialmacht zu leben, wird von fast allen Mitgliedern der afrikanischen Gesellschaften geteilt. Aber die Mittel zur Verwirklichung dieses Traums sind sehr ungleich verteilt. Gleichzeitig muss man bedenken, dass der größte Teil afrikanischer Migration in Afrika selbst stattfindet. Viele junge Menschen wandern aus, weil die Regierenden unfähig sind, ihnen die Arbeit zu geben und den Wohlstand, den sie sich wünschen.

Sie schreiben gerade ein Buch über Afrodystopie, können Sie den Begriff näher erklären?

Der Begriff ist sehr vielschichtig. In dem Begriff steckt zum Beispiel die Geschichte der Versklavung, die historische Kolonialisierung sowie die aktuelle Neokolonialisierung. Und: Afrodystopie ist heute realer denn je.

Wie meine Sie das? Gibt es einen Zusammenhang zwischen dem von Ihnen geprägten Begriff der Afrodystopie und Migration?

Migration ist für mich ein afrodystopisches Konzept par excellence. Auswanderung ist eine direkte Antwort auf prekäre Lebensbedingungen, die durch das Eingreifen multinationaler Konzerne produziert worden sind. In Zusammenarbeit mit den Eliten rauben diese Konzerne den Wohlstand der Nationen. Ein wichtiges Ziel des Konzepts der Afrodystopie ist es aufzuzeigen, dass über die Probleme der Bevölkerungen nicht gesprochen wird. Es ist schon sehr wunderbarlich, dass sowohl in Afrika als auch in Europa immerzu über Einwanderung, nicht aber über Auswanderung und deren Gründe gesprochen wird.

Welche Bilder von Europa existieren in Gabun?

In Gabun, wie auch in anderen ehemaligen französischen Kolonien, sind die Vorstellungen von Europa geprägt durch Bilder der alten Kolonialmacht Frankreich. Sie kennzeichnen sich einerseits durch das Bewusstsein, dass die Kolonialisierung kein Ende gefunden hat. Andererseits ist Frankreich Vorbild und Projektionsfläche für Wünsche nach Freiheit, Sicherheit und materiellem sowie intellektuellem Reichtum.

Wie ist es möglich, dass Frankreich zwei derart verschiedene Dinge repräsentiert?

In den sozialen Netzwerken hier in Gabun wird Frankreich als Land dargestellt, wo afrikanische



Sieht das dystopisch aus? Gabuner Jugendliche in der Nähe von Libreville, der Hauptstadt von Gabun Foto: Louafi Larbi/reuters

sche Aktivist*innen aus Gabun, dem Kongo oder Kamerun öffentlich gegen die Regierungen ihrer Länder protestieren. Gleichzeitig werden diese Diktatoren, die ihre Leute unterdrücken, von Frankreich unterstützt. Das ist ein großes Paradox.

Können Sie das erläutern?

Ali Bongo, der aktuelle Präsident des Gabun seit 2009, ist der Sohn von Omar Bongo, welcher 42 Jahre an der Macht war. Es handelt sich also um ein und

dieselbe Familie, die seit mehr als einem halben Jahrhundert in Gabun regiert. Von ihm und anderen Präsidenten afrikanischer Länder wird erwartet, dass sie die Interessen der multinationalen französischen Konzerne schützen. Allem voran in Hinblick auf Erdöl.

Inwiefern ändert die Migrationserfahrung der Afrikaner*innen ihren Blick auf Europa?

Viele Afrikaner*innen leben in Frankreich unter ganz anderen

Umständen, als sie es sich erträumt haben. Sie erleben rassistische Anfeindungen und wollen zurück nach Afrika. Das heißt Europa ist zuerst eine Utopie. Aber die Erfahrung des körperlichen und psychischen Leidens macht daraus eine Dystopie. Dieses komplexe Bild wird in meinem Begriff der Afrodystopie gefasst.

Aus dem Französischen von **Nora Strassmann**

taz lab: 16.15 Uhr, Aquarium.



Joseph Tonda, Jahrgang 1952, ist Professor für Soziologie und Anthropologie in Gabun. Sein neuestes Buch schreibt er über die Beziehung zwischen afrikanischen Gesellschaften und Neoliberalismus. Er lehrt auch in Belgien und Frankreich.

Vergesst doch endlich eure Routinen

Harald Welzers neues Buch: diskursstark, arm an Nörgelei und mit prima Ideen

Die beste Voraussetzung, um Harald Welzers neues Buch in voller Wucht genießen zu können, ist die Lektüre eines anderen, wengleich schmaleren Büchleins: Michel Serres' Pamphlet gegen alle, die sich das Gestern zurückwünschen. „Was genau war früher besser?“ ist ein erfrischendes (auch antilinkes) Machwerk, das aus der Perspektive des 88-jährigen Philosophen eine Welt von heute beschreibt, sehr anschaulich mit vielen privaten Beispielen, die sich fundamental zum Besseren von allem Früheren unterscheidet.

Eine lohnende Schrift, die, für den deutschen Diskursmarkt, seit Jahren Harald Welzer ergänzt. Der Sozialphilosoph, dem gerade von vielen aus unseren alternativen Kreisen übel genommen wird, durch offensive Diskussionsweisen das Gebot von linker Melancholie zu verletzen, hat aktuell unter dem Titel „Alles könnte anders sein“ eine, so die Unterzeile, „Gesellschaftsutopie für freie Men-

schen“ verfasst. Bei ihm sind die transformatischen Vorschläge im Hinblick auf die ökonomisch wie ökologisch zentrale Klimafrage nicht an die Logik von rechts gegen links, von Koalitionsspekulationen gebunden. Sondern an die Analyse der stofflichen Voraussetzungen einer besseren, nicht mehr klimaschadenden Welt.

Er spricht im ersten Teil vom „Wiedergutmachen“: der Renaturierung von Landschaften und Flüssen, im zweiten davon, dass „alles anders sein (könnte)“, im dritten vom „neuen Realismus“. Es ist ein solidarorientiertes Buch mit einer Fülle von vorstellbaren Besserungsvorschlägen – Arbeitszeitverkürzung, die nicht Arbeitslosigkeit heißt. „Statt uns im Untergangskitsch zu suhlen, können wir uns besser dem Restaurieren widmen.“ Warum? Weil es funktionieren würde.

Jan Feddersen



Harald Welzer: „Alles könnte anders sein. Eine Gesellschaftsutopie für freie Menschen“, S. Fischer Verlag, Frankfurt a. M. 2019, 22 Euro

Auf dem taz lab: 13.30 Uhr, Lesesaal, und 11 Uhr, taz Kantine.

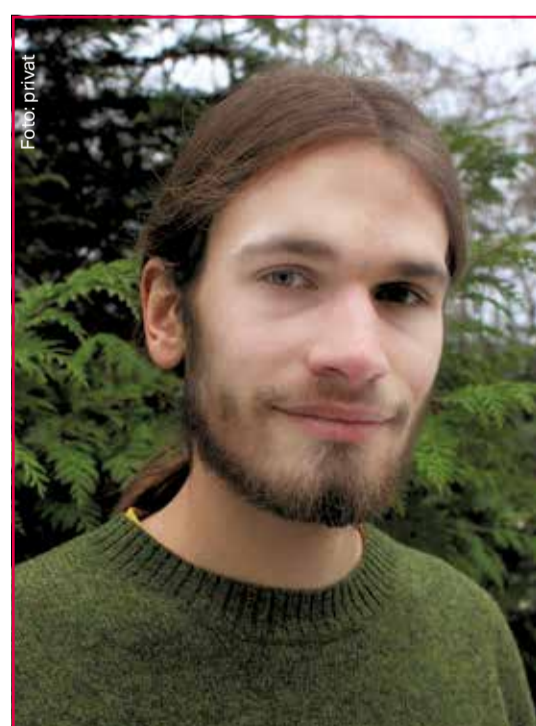


Foto: privat

VOM
WORT
ZUR
TAT

Jakob Lochner aus Leipzig, Teilnehmer des taz Panter Workshops im November 2017:

»Während des Panter Workshops werden aus 20 Leuten und 100 Ideen eine Gemeinschaft, vier Seiten Gedrucktes und viele wertvolle Erfahrungen.«

Journalistenausbildung machen viele. Wir nicht. Der taz Panter Stiftung geht es um die grundsätzliche Förderung von Journalismus. Wir holen jährlich 80 junge Menschen in unsere taz Akademie, um ihnen zu vermitteln, dass es ohne unabhängigen Journalismus keine Demokratie gibt.

➔ **BITTE UNTERSTÜTZEN SIE UNS! JETZT SPENDEN: TAZ.DE/SPENDEN**

